

4 Exkurs: Die Wurzeln der Entwicklung des Selbst und metakognitiver Fähigkeiten

Während die vorangegangenen Abschnitte zum Zusammenhang von Bindung, metakognitiven Fähigkeiten und Delinquenz eher auf der deskriptiven Ebene geblieben sind, sollen in diesem Kapitel mithilfe der beiden Bezugstheorien Bindungstheorie und Psychoanalyse die Wurzeln metakognitiver Fähigkeiten im Mittelpunkt stehen. Bereits Psychoanalytiker wie Winnicott, Klein und Bion haben umfassende Entwürfe zu einer Theorie der „Symbolisierung von Erfahrung“ vorgelegt. Eine Verbindung dieser Theorien der Entwicklung metakognitiver Fähigkeiten zu anderen Disziplinen knüpften aber erst Psychoanalytiker, die von der Kleinkindforschung inspiriert wurden (Fonagy, Lichtenberg, Stern). Im ersten Abschnitt dieses Kapitels soll der Frage nachgegangen werden, welche Berührungspunkte es zwischen Bindungstheorie und psychoanalytischen Theorien in deren Sicht auf die Genese metakognitiver Funktionen gibt. In einem weiteren Schritt soll umrissen werden, wie die Bindungstheorie und einzelne psychoanalytische Traditionen den Einfluss der frühen Eltern-Kind-Interaktion (Feinfühligkeit, Spiegelung) auf die Entwicklung metakognitiver Fähigkeiten bewerten. Das Modell der Entwicklung des mentalen Selbst von Gergely, Fonagy und Target soll dann im Grundriss dargestellt werden. Die Forschergruppe zeichnet sich durch die Verknüpfung von kognitiver Entwicklungspsychologie, Bindungstheorie und Psychoanalyse aus und entwirft eine Art „Entwicklungslinie“ des mentalen Selbst. Das mentale Selbst, dessen Grundlage metakognitive Fähigkeiten bilden, entwickelt sich in Abhängigkeit von frühen Bindungs- und Beziehungserfahrungen. Unter dem Einfluss metakognitiver Fähigkeiten verändern sich das Erleben von Affekten und Gedanken und auch die Art, wie Beziehungen wahrgenommen und gestaltet werden. Inwieweit der Erwerb metakognitiver Fähigkeiten durch einen missbräuchlichen Bindungskontext gehemmt werden kann und welche Auswirkung das Fehlen metakognitiver Fähigkeiten auf die Beziehungsgestaltung eines Menschen haben kann, wird ebenfalls erläutert. In einem abschließenden Abschnitt werden Argumente diskutiert, die sich für eine Versöhnung der „rivalisierenden Geschwister“: Psychoanalyse und Bindungstheorie aussprechen.

4.1. Die intersubjektive Genese metakognitiver Fähigkeiten – Berührungspunkte zwischen Psychoanalyse und Bindungstheorie

Psychoanalytiker als auch Bindungstheoretiker betonen die Bedeutung der ersten Lebensjahre, wenn sie über die Beziehung zwischen sozialem Umfeld und Persönlichkeitsentwicklung nachdenken. Melanie Kleins (1935/1994) Betonung des ersten Lebensjahres als Schablone für alle weiteren Phasen der Entwicklung wurde von psychoanalytisch orientierten Entwicklungstheoretikern vor allem wegen der kognitiven Differenziertheit, die Klein dem Säugling zuschrieb, mit großer Skepsis aufgenommen (Yorke, 1971; zit. nach Fonagy, 2001). Erkenntnisse der modernen Säuglingsforschung scheinen wiederum zu bestätigen, dass selbst Neugeborene bereits über relativ komplexe mentale Fähigkeiten verfügen (Gergely, 1992; Stern, 1985). Margaret Mahler hat sich mit ihrer Konzentration auf die systematische Beobachtung von Kindern in den ersten drei Lebensjahren verdient gemacht, wobei ihr vorgeworfen wurde, dass ihre Beschreibungen der frühesten Phasen der psychischen Geburt des Kindes zumindest teilweise auf retrospektiven pathomorphologischen Erklärungen beruhen (Stern, 1985; Lyons-Ruth, 1991). Die Selbstpsychologie (Kohut, 1971) leistete einen entscheidenden Beitrag, die frühesten Phasen der kindlichen Entwicklung in den Mittelpunkt psychoanalytischer Diskussion zu rücken. Es kann beobachtet werden, dass das psychoanalytische Interesse an der Bindungstheorie parallel mit dem in der Psychoanalyse wachsenden Interesse an der realen im Gegensatz zur rekonstruierten Kindheit zunahm (Fonagy, 2001; Lichtenberg, 1995).

Feinfühligkeit und Spiegelung: Innerhalb beider Theorien gilt die mütterliche⁴⁸ bzw. elterliche Feinfühligkeit als ein entscheidendes Kriterium, das über die Qualität der Objektbeziehungen und somit über die psychische Entwicklung des Kindes mitbestimmt. Dennoch findet das Konstrukt der elterlichen Feinfühligkeit in beiden Theorien eine äußerst unterschiedliche Konzeptualisierung. Während die Bindungstheorie sich hauptsächlich mit der Beschreibung von Feinfühligkeit

⁴⁸ Der Begriff „Mutter“ wird lediglich aus Gründen der Vereinfachung verwendet. Er steht natürlich für die primäre Bezugsperson des Kindes und schließt Väter oder andere Menschen, die die Bedeutung der primären Bezugsperson für das Kind haben, mit ein.

sowie mit empirischen Zusammenhängen zwischen mütterlicher Feinfühligkeit und anderen Persönlichkeitsmerkmalen von Eltern und Kindern beschäftigt, konzentrierten sich psychoanalytische Konzeptionen tendenziell auf die Auswirkungen von vorhandener bzw. fehlender Feinfühligkeit auf die Selbstentwicklung des Kindes. Diese analytischen Konzeptualisierungen fallen wiederum durch eine hohe Heterogenität auf (Fonagy, 2001).

Bion argumentiert, dass Feinfühligkeit sich durch die Fähigkeit der Bezugsperson auszeichnet, die psychische Erfahrung (Beta-Element) des Säuglings aufzunehmen und in verdaulicher Form (Alpha-Element) zurück zu geben. Das Kind nimmt die durch die Denk- (Alpha)Funktion der Mutter transformierten Inhalte an und verinnerlicht diese, wodurch eine erträgliche Repräsentation der inneren Interaktionsmomente mit der Bezugsperson entsteht. Bion ging davon aus, dass Kinder diese Denk- und Umwandlungsfunktion allmählich verinnerlichen und dadurch die Fähigkeit erwerben, eigene negative Affektzustände zu regulieren. Die Implikation innerhalb Bions Modell, dass der Säugling auf die körperliche und mentale Nähe zur Bezugsperson angewiesen ist, kann als ergänzende Perspektive zu soziobiologischen Ursachen für die Notwendigkeit der Nähe zur Bezugsperson gelten (Fonagy, 2001).

Winnicott betrachtet die Spiegelungsfunktion der Mutter als entscheidende Basis für die Selbstrepräsentation des Säuglings. Indem der Säugling die Mutter anschaut, und sich in deren Gesicht reflektiert findet, nimmt er den Ausdruck der Mutter als seinen eigenen Selbstzustand wahr.

„Was erblickt das Kind, das der Mutter ins Gesicht schaut? Ich vermute, im Allgemeinen das, was es in sich selbst erblickt. Mit anderen Worten: Die Mutter schaut das Kind an, und wie sie schaut, hängt davon ab, was sie selbst erblickt.“
(Winnicott, 1956/2002: 129)

Eriksons (1950; 1964) Ansatz zum Fürsorgeverhalten der Bezugspersonen des Kindes sind bindungstheoretischen Formulierungen am ähnlichsten. Das „Urvertrauen“ eines Kindes resultiert seiner Ansicht nach aus der Erfahrung einer als kohärent erlebten Bezugsperson, die die körperlichen und emotionalen Bedürfnisse des Kindes erfüllt. Dadurch „verdient“ sich die Bezugsperson, „*dessen Gesicht erkannt wird, indem es erkennt*“ (1964/1992: 105) das Vertrauen des Kindes.

Sowohl Psychoanalytiker als auch Bindungstheoretiker teilen die Annahme, dass im Hinblick auf die frühkindliche Entwicklung eher ein moderates als ein perfektes Maß an Feinfühligkeit bei der Bezugsperson ideal für das Kind ist. Winnicott bezeichnet diese Vorstellung als „good-enough mothering“ (Winnicott, 1965), Kohut spricht vom Modell der umwandelnden Verinnerlichung (Kohut & Wolf, 1978). Eriksons Beschreibung der ‚wechselseitigen Regulierung‘ entspricht dem bindungstheoretischen Konzept des ‚interaktionellen Synchronismus‘ (Isabella & Belsky, 1991, zit. nach Fonagy, 2001). Erikson empfiehlt ein relatives Gleichgewicht zwischen positiv und negativ; *„wenn die Waagschale sich mehr zum Positiven neigt, sind die Chancen für die Überwindung späterer Krisen und eine unbehinderte Gesamtentwicklung positiver“ (1959/1973: 69f)*. Innerhalb beider Theorien herrscht Einigkeit, dass eine gut regulierte Beziehung mit der Bezugsperson Grundlage für die Entwicklung eines autonomen Selbstgefühls des Kindes ist.

Die Mentalisierung ist eine Symbolfunktion, die sowohl für die Bindungstheorie als auch für die Psychoanalyse eine zentrale Rolle spielt und, wie Fonagy (2001) betont, in beiden Theorien etwa gleichzeitig auftaucht. Indem das Kind das Verhalten anderer Menschen interpretiert und vorhersagbar macht, kann es zur gleichen Zeit flexibel aus den vielen verschiedenen Selbst-Objekt-Repräsentationen diejenigen aktivieren, die für den speziellen zwischenmenschlichen Kontext am besten geeignet sind. Durch das Erkennen und Explorieren des Verhaltens **anderer** kann das Kind seine **eigenen** psychischen Erfahrungen erkennen. Eben diese Fähigkeit leistet einen entscheidenden Beitrag zur Affektregulierung, Triebkontrolle, Selbstbeobachtung und dem Erleben von Selbstorganisation (Fonagy & Target, 1997).

Metakognitive Fähigkeiten und Bindung sind eng verwoben; die Häufigkeit, mit der sich werdende Mütter und Väter in den Erwachsenen Bindungsinterviews auf innere mentale Zustände (mental states) beziehen, kann die zu erwartende Bindungssicherheit der Kinder an die Mütter und Väter empirisch eindrucksvoll vorhersagen (London Parent-Child-Projekt, Fonagy et al., 1991). Bindungstheoretiker sind sich einig, dass unter einer sicheren Bindung der Erwerb von Regulierungsmechanismen für unerträgliche Erregungszustände zu verstehen ist (Carlsson & Sroufe, 1995; Sroufe, 1996, 1999). Fonagy argumentiert, dass das Kind diese Regulierungsmechanismen am ehesten konsistent erwerben und

kohärent repräsentieren kann, wenn ihm sein eigener affektiver Zustand exakt, aber doch nicht in überwältigend übereinstimmender Weise gespiegelt wird. Bions (1962) Konzept des containments weist also wichtige Parallelen zur sicheren Bindung auf. Entscheidend ist die Fähigkeit der Bezugsperson, die psychischen Zustände des Kindes zu halten, feinfühlig und fürsorglich zu reagieren und dem Kind mitzuteilen, dass seine inneren Befindlichkeiten nicht nur wahrgenommen, sondern auch in einer für das Kind erträglichen Weise, z.B. Spiegelung von Kummer bei gleichzeitiger Kommunikation eines inkompatiblen Affekts, etwa Humor oder Skepsis, wider gespielt werden. Wenn die Bezugsperson die mentale Verfassung des Kindes korrekt erfasst und sie gleichzeitig umwandelt, indem sie etwa vermittelt, den unerträglichen Gefühlen des Kindes gewachsen zu sein, wird das Kind in der Symbolisierung der inneren Verfassung bestärkt, was wiederum eine gelungenere Affektregulierung zur Folge hat (Gergely & Watson, 1996). Sicher gebundene Kinder fühlen sich also beruhigt, wenn sie an die mentale Verfassung der Bezugsperson denken.

Unsichere Bindung kann als Identifikation mit der Abwehr der Bezugsperson aufgefasst werden. Ablehnenden Bezugspersonen (Kategorie D im AAI) gelingt es nicht, unerträgliche Gefühle des Kindes zu spiegeln, während verstrickte (Kategorie E im AAI) Bezugspersonen das Erleben des Kindes mit übertriebener Deutlichkeit spiegeln. In beiden Fällen wird verhindert, dass das Kind eine Repräsentation seiner mentalen Verfassung verinnerlichen kann. Die Nähe zur Bezugsperson wird auf Kosten eines Bruchs in den metakognitiven Fähigkeiten aufrechterhalten. Die eigene innere Verfassung (Selbstorganisation) bleibt ungeordnet und inkohärent (Fonagy, 2001).

Fonagy (2001/2003: 177f) verglich das Modell der Entwicklung metakognitiver Fähigkeiten, das sich aus der Bindungstheorie ableitet, mit psychoanalytischen Modellen des Erwerbs metakognitiver Fähigkeiten. Er argumentiert, dass die Vorstellung eines intersubjektiv erworbenen abstrakt-reflexiven Bewusstseins schon immer einen zentralen Bestandteil vieler psychoanalytischer Überlegungen zur Selbstentwicklung bildete. Zusammenfassend führt Fonagy sechs Gründe gegen die Behauptung an, das aus der Bindungstheorie abgeleitete Modell unterscheidet sich von traditionellen psychoanalytischen Erklärungen:

1. Das Konzept metakognitiver Fähigkeiten ist bereits in Freuds (1911) Bindungsbegriff enthalten. Bei Freud bezog sich Bindung auf die qualitative Veränderung von der physiologischen (unmittelbaren) zur psychologischen (assoziativen) Verknüpfungseigenschaft.
2. Klein (1945) beschreibt, dass die depressive Position zwangsläufig die Erkenntnis von Kummer und Leid im Anderen umfasse. Das Kind müsse also in Ansätzen ein Gewahrsein für mentale Zustände entwickelt haben. Die individuelle Erkenntnis destruktiver Wünsche, mit denen sich Klein hauptsächlich befasste, könne ohne das Bewusstsein von Absichten beim Selbst und beim Anderen nicht entstehen.
3. Bions (1962a, 1962b) Konzept des containments betont die metakognitiven Fähigkeiten der Mutter, ihre Denkfunktion (Alpha-Funktion), mithilfe derer die vom Säugling konkret erlebten Gefühle (Beta-Elemente), wie z.B. Angst, von der Mutter in erträgliche, vorstellbare Erfahrungen (Alpha-Elemente) umgewandelt werden.
4. Winnicott (1962a) betonte das psychologische Verstehen des Kindes durch die Bezugsperson für die Entwicklung des „wahren Selbst“. Die Beziehung zwischen Kind und Bezugsperson verstand Winnicott als dialektisch: Das psychische Selbst des Kindes entwickelt sich, in dem es sich selbst im mentalen System der Bezugsperson als denkend und fühlend wahrnimmt.
5. Das Konzept metakognitiver Fähigkeiten (Mentalisierung) in einer Tradition französischer Psychoanalytiker (z.B. Marty, 1990, 1991, zit. nach Lecours & Bouchard, 1997) beruht größtenteils auf einer ökonomischen Perspektive. Mentalisierung wird als schützender Puffer gegen fortschreitende Desorganisation im System des Vorbewussten beschrieben. Demnach verknüpft Mentalisierung die Triebregungen und innere Repräsentationen und erzeugt dadurch Flexibilität („Flüssigkeit“ und „Konstanz“). Mentalisierung sorgt innerhalb dieses Konzepts sowohl für Freiheit beim Gebrauch von Assoziationen als auch für Dauerhaftigkeit und Stabilität. Diese Darstellung weist Parallelen zu Bowlbys Beschreibung der inneren Arbeitsmodelle eines sicher gebundenen Kindes.
6. Der französische Psychoanalytiker Pierre Luquet (1987, zit. nach Lecours & Bouchard, 1997) erörterte die Entwicklung unterschiedlicher

Denkweisen und die parallel dazu verlaufende Umorganisation des inneren Erlebens. Luquet unterschied zwischen primärer Mentalisierung, die sich auf das Fehlen metakognitiver Fähigkeiten bezieht, und sekundärer (symbolischer) Mentalisierung. Die sekundäre Mentalisierung verknüpfte er zwar eng mit Sinneswahrnehmungen und primären unbewussten Phantasien, erkannte sie aber auch in Träumen, in der Kunst und im Spiel. Die dritte Ebene war für Luquet das sprachliche Denken, das er am weitesten entfernt von körperlichen Prozessen sah. Luquets Formen metakognitiver Fähigkeiten erinnern an die Konzepte von Green (1975), Segal (1957) und Mc Dougall (1978/2001).

4.2. Ein Modell der Entwicklung des Selbst

Fonagy, Gergely & Targets Modell der Entwicklung des Selbst, das kognitive, bindungstheoretische und psychoanalytische Theorien des Selbst integriert und fortentwickelt, ist beeindruckend komplex. Der folgende Abschnitt kann nur die für den Gegenstand dieser Arbeit relevanten Aspekte herausgreifen und diese wiederum nur zusammenfassend darstellen⁴⁹.

Fonagy (2002a/2003) bezeichnet die Erforschung der Mutter-Kind-Beziehung als „*Königsweg für das Verständnis geistiger Prozesse, auf jeden Fall für das kindliche Selbst und (...) auch für das der Mutter.*“ (S. 36). Entscheidend für die Entwicklung kindlicher Affektrepräsentationen, die eine wichtige Grundlage für die Entwicklung des Selbst bilden, ist der Austausch von affektiven Signalen zwischen Kind und Mutter (Beebe, Lachmann & Jaffe, 1997, Krause, 1998; Stern, 1985, 1995). Obwohl, so Fonagy et al., in diesem wechselseitigen Prozess, innerhalb dessen das Verhalten von Säugling bzw. Mutter in Bruchteilen von Sekunden vom jeweils anderen antizipiert wird, beim Säugling noch keine Repräsentationen der Gedanken und Gefühle der Mutter vorhanden sind, wirken doch Schemata über die zu erwartende Situation des anderen.⁵⁰ Diese sind

⁴⁹ Eine brillante Darstellung des Modells findet sich bei Fonagy, Gergely, Jurist & Target (2002): *Mentalisierung, Affect Regulation and the Development of the Self*.

⁵⁰ Die Theorie Fonagys et al. besagt, dass der Säugling erst allmählich lernen muss, innere Körpersignale (angenehme oder unangenehme Gefühlsqualitäten) mit Emotionsausdrücken in Verbindung zu bringen. Dieses Bewusstwerden von diffusen inneren Zuständen als bestimmten Gefühlen wird durch die elterliche Stellungnahme zum Affektausdruck des Säuglings ermöglicht.

Vorläufer von Strukturen, die schließlich für die Entwicklung metakognitiver Fähigkeiten, insbesondere für die Repräsentation mentalen Erlebens, verantwortlich sind. Es sind insbesondere zwei Merkmale der Mutter-Kind-Interaktion, die für die Entwicklung des Selbst ausschlaggebend und eng mit der Bindungsbeziehung zwischen Mutter und Kind verbunden sind: die *Verknüpfung von Repräsentationen* und die *Repräsentation rationalen Handelns* (Fonagy 2002a).

Bereits ab dem sechsten Lebensmonat wächst die Fähigkeit des Kindes, eigene innere Befindlichkeiten mit denen seiner Bezugsperson im Hinblick auf eine dritte Person oder einen Gegenstand in Einklang zu bringen. Etwa bei der Aufforderung des Kindes zur geteilten Aufmerksamkeit („joint attention“) (Bretherton, 1991) handelt es sich um beabsichtigte Kommunikation, die zumindest im Ansatz ein Bewusstsein und Handlungsfähigkeit in Bezug auf das Selbst und andere voraussetzt. Die rasante Entwicklung der kognitiven Strukturen ermöglicht es, innere Befindlichkeiten und äußere Merkmale bereits sehr früh zu vergleichen. Mikroanalytische Beobachtungen zwischen Säugling und Bezugsperson zeigen dialogische Interaktionen, in denen der Säugling eine extreme Sensibilität für die Gefühlsausdrücke, und später die Intentionen, der Bezugsperson zeigt (Meltzoff, 1993; Stern, 1985; Trevarthen, 1979). Die spiegelnde Interaktion zwischen Mutter und Kind regt die Ausbildung von Repräsentationen innerer Befindlichkeiten an (Gergely & Watson, 1996). Die Mutter spiegelt die Gefühle des Kindes und bietet dadurch die Möglichkeit zur Organisation der kindlichen Erfahrungen. Sie gibt gewissermaßen den kindlichen Gefühlen einen Sinn (Bion, 1962; Fonagy, 2001; McDougall, 1989/1991⁵¹). Der mimische Ausdruck des kindlichen Gefühls im

Dieser Theorie steht die Emotionstheorie von Tomkins, Izard und Ekman (zit. nach Dornes, 1993) gegenüber, die von einer Ausdrucks-Gefühls-Konkordanz ausgehen. Nach dieser Theorie kann der Säugling die Emotionen, die er ausdrückt, auch schon empfinden. Dem Säugling sind seine verschiedenen Gefühlszustände schon recht differenziert bewusst und ist nicht auf die elterliche Rückmeldung angewiesen, um ihn für innere Zustände zu sensibilisieren. Der Widerspruch zwischen diesen beiden Theorien kann durch empirische Forschung nicht aufgeklärt werden, da es an Methoden fehlt, Bewusstseinsgrade bei Säuglingen zu messen (Gergely & Watson, 1999; Fonagy et al., 2002). Befunde aus der Hirnforschung scheinen Fonagys et al. Theorie zu unterstützen. Bestimmte Bereiche im limbischen System, die für Affektausdrücke zuständig sind, funktionieren sehr früh, während andere Bereiche, die für das bewusste Empfinden von Gefühlen zuständig sind, erst ab dem sechsten Lebensmonat funktionieren (Elliot, 1999).

⁵¹ Mc Dougall spricht von einem „präsymbolischen Universum“, in dem die Mutter für ihr Kind die Funktion eines Denkapparates übernimmt. Säuglinge können sich nur somatopsychisch, durch Schreien, ausdrücken, „also mit jener nichtverbalen Kommunikation, die nur seine Mutter zu deuten versteht.“ (1989/1991: 190)

Gesicht der Mutter führt beim Kind zu einer Repräsentation und wird mit den Repräsentationen seiner Selbstbefindlichkeit verknüpft.⁵²

Die spiegelnde Antwort der Mutter ist „markiert“ (Fonagy et al., 2002), d.h. nicht wirklich „echt“, sondern eine Verbindung aus dem eigenen Affekt (der Mutter) und eine Übertreibung der vom Säugling gezeigten Zustände. Wenn der Säugling beispielsweise lächelt, dann freuen sich seine Eltern zwar wirklich, aber sie spielen auch mit ihrer Antwort auf das Lächeln, bringen dem Kind also „Als-ob-Freude“ entgegen. Im Falle von unerträglichen, schwierigen Erfahrungen des Kindes (Schmerz, Hunger) markieren die Eltern das Gefühl durch einen leicht kontrastierenden Affekt (oft durch Humor oder leichte Skepsis) und spiegeln es dem Kind als erträgliches und verständliches Bild zurück.⁵³ zurück. Diese Markierung lässt den Säugling erkennen, dass die Eltern etwas „spielen“ und nicht nur etwas Eigenes ausdrücken. Genau dadurch wird es möglich, dass die Spiegelung durch die Bezugsperson zu einer „Repräsentation zweiter Ordnung“ (Fonagy et al., 2002; Gergely & Watson, 1996) wird und sich allmählich ein reflexives inneres Arbeitsmodell entwickeln kann.

Das zweite Merkmal der Mutter-Kind-Interaktion, das für die Entwicklung metakognitiver Fähigkeiten enorme Bedeutung hat, ist die Repräsentation rationalen Handelns. Das Prinzip rationalen Handelns geht davon aus, dass der handelnde Mensch in seinem Bemühen, seine Wünsche zu erfüllen, dazu neigt, denjenigen Handlungsablauf zu befolgen, der vor dem Hintergrund seiner Annahmen über die jeweilige Situation am rationellsten und effizientesten ist (Gergely et al., 1995). Fonagy et al. (2002) ordnen die Entwicklung rationalen Handelns in eine Art „Entwicklungslinie“ des Selbst als Handelnder (self as agent), bestehend aus fünf Stufen, ein.

⁵² Kritische Stimmen geben zu bedenken, ob die grundlegende Fähigkeit der Symbolbildung, ein Aspekt metakognitiver Fähigkeiten, wirklich so stark von der Affektspiegelung durch die Bezugsperson abhängig gemacht werden sollte. Kulturvergleichende Untersuchungen haben ergeben, dass die Affektspiegelung in der frühen Interaktion in einigen nicht-westlichen Gesellschaften keine so große Bedeutung hat. Es ist zweifelhaft, ob diese Menschen deshalb Mängel in den metakognitiven Fähigkeiten aufweisen (Tomasello, 1999).

⁵³ Das Affektspiegelungsmodell von Gergely, Fonagy und Target ähnelt Bions Konzept (1959, 1963) des containments. Beta-Elemente (für den Säugling unerträgliche Gefühle wie z.B. Angst), vom Säugling in die Mutter projiziert, werden von der Mutter (dem container) „entgiftet“ und so verändert werden, dass sie dem Säugling in einer erträglichen Form zurückgegeben werden können. Das Beta-Element wird also von seinem Übermaß an Emotion befreit und durch die metakognitiven Fähigkeiten der Mutter, ihrer Denkfunktion (Alpha-Funktion) in ein für das Kind verdauliches Alpha-Element verwandelt. In Bions Modell wird das containende Objekt (z.B. die Mutter) vom Säugling verinnerlicht, im Affektspiegelungsmodell aber **das Bild**, das das containende Objekt vom Säugling hat.

„We can differentiate five levels of agency of the self, of which the developing human infant acquires a progressive understanding: physical, social, teleological, intentional, and representational.“ (Fonagy et al., 2002: 205)

Zunächst einmal empfindet sich das Selbst zwar rein physisch als Verursacher von Handlungen, die sich nur auf die physikalische Welt beziehen und nicht als psychisch verursacht wahrgenommen werden.

„Understanding the self as a ‚physical agent‘, therefore, minimally involves some appreciation of these causal relations: the self as a physical entity with force that is the source of action and the self as an agent whose actions bring about changes in their proximal environment.“ (Fonagy et al., 2002: 205)

Gleichzeitig befinden sich Säuglinge im aktiven Austausch mit ihren Bezugspersonen (Stern, 1985; Trevarthen, 1979). Innerhalb dieser Interaktionen erlebt der Säugling, dass seine Handlungen eine Reaktion in Form von Verhalten oder Gefühlsausdruck bei der Bezugsperson herausfordern.

„Early understanding of the self as ‚social agent‘ involves, therefore, at least the representation of the causal effects at a distance that species-specific communicative displays can bring about in the social environment. However, the types of causal relations that connect actions to their agents on the one hand and to the world on the other go beyond the level of physical description, and, correspondingly, adults and young children come to understand much more about both of these relations as they develop.“ (ebenda: 206)

Ab ca. dem neunten Lebensmonat folgt eine Stufe, auf der das Kind eigene und fremde Handlungen als zielgerichtet interpretiert, aber noch nicht als durch mentale Zustände verursacht (*self as teleological agent*).

„At this level the self is understood as a ‚teleological agent‘ who can choose among alternative actions the one that is most efficient in bringing about a goal given the constraints of a particular situation.“ (ebenda: 206)

Mit etwa eineinhalb Jahren kann das Kind erkennen, dass mentale Zustände (z.B. Wünsche) die Ursachen für Verhalten sind und dass sie unabhängig von ihrer Einbettung in Verhalten verstanden werden können (*self as intentional agent*).

Ab ca. vier Jahren wird das mentalistische Selbstbild durch ein repräsentationales abgelöst (*self as representational agent*).

„At this stage the young child already shows an understanding of the self as ‚representational agent‘ whose actions are caused by intentional mental states (desires and beliefs) that are construed as representational in nature“ (ebenda: 206)

Etwa beim Übergang zur (teleo)logischen Struktur wird beim Kleinkind ein allgemeines Verständnis von Verhalten ausgebildet. Um Verhalten und Gefühle koordinieren und antizipieren zu können, d.h. um sowohl Affekte anderer Menschen zu verstehen und richtig zu interpretieren als auch eigene Affekte zu regulieren, muss das Kind bereits Ansätze von Repräsentationen über zukünftig zu erwartendes Verhalten bzw. Befindlichkeiten haben. In der zweiten Hälfte des ersten Lebensjahres beginnt das Kind, das Verhalten anderer unter der Annahme „rationalen Handelns“ (Gergely, Nadasdy, Csibra & Biro, 1995) zu interpretieren. Diese „teleologische Perspektive“ hilft dem Kind, das Verhalten menschlicher und lebloser Objekte vor dem Hintergrund von beobachtbaren Handlungszielen und deren Begrenzung durch die Realität⁵⁴ zu begreifen. Ein Beispiel dafür wäre die Studie von Gergely und Csibra (1997), die zeigen konnten, dass neun Monate alte Kinder mit Überraschung oder Verwirrung reagieren, wenn sich leblose, aber bewegliche Objekte (Figuren im Computerspiel) irrational verhalten, d.h. nicht die optimale Strategie angesichts vorgegebener Ziele verfolgen. Fonagy (2002a) weist in diesem Zusammenhang darauf hin, dass es sich bei diesen repräsentationalen Strukturen noch nicht um mentale Prozesse per se handelt, sondern erst in dem Moment zu solchen werden, „sobald die Repräsentationen von Zielprojektionen in Form von Wünschen gedacht werden können“ (ebenda: 39).

Ein ausgewogener Begriff von rationalem Handeln kann sich beim Kind nur dann entwickeln, wenn das Verhalten der Bezugsperson vorhersehbar und mehr oder weniger frei von Bedrohung für das Kind ist. Wenn das Verhalten der Bezugsperson entweder von Angst geprägt oder Angst erzeugend ist, dann kann das Kind die Handlungen der Bezugsperson nicht ohne weiteres in den biologisch vorgegebenen Erwartungsrahmen rationalen Handelns eingepasst werden. Das

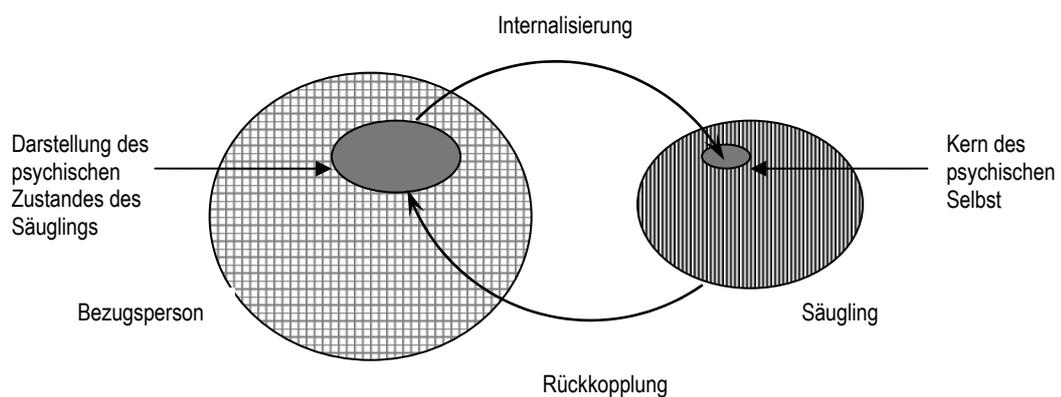
⁵⁴ Mit Realität ist hier nicht die objektive Realität gemeint, sondern die subjektive Realität innerhalb des Überzeugungssystems des Kindes (im folgenden Beispiel wäre es die subjektive „Überzeugung“, dass sich die Figuren im Computerspiel eigentlich anders bewegen müssten).

Kind wird zu dem Schluss gedrängt, dass es selbst der Auslöser für die Gefühlsreaktionen der Mutter ist (Fonagy, 2002a).

Die Fähigkeit der Mutter, ihr Kind schon in den ersten Lebensmonaten als ein „mentales“ Wesen anzuerkennen führt zu Verknüpfung von Repräsentationen. Der Erwerb metakognitiver Fähigkeiten ist Teil des intersubjektiven Geschehens zwischen Kind und Bezugsperson. Indem die Bezugsperson die psychischen Befindlichkeiten des Kindes berücksichtigt, „zwingt“ sie das Kind, analog dazu auch für sein eigenes inneres Erleben ein Modell psychischer Befindlichkeiten zu entwerfen.

„Indem es sein subjektives Erleben allmählich mit dem beobachtbaren Erleben in Einklang bringt, entwickelt das Kind die Annahme, dass sein eigenes Verhalten am besten dadurch erklärt werden kann, dass es über eigene Ideen, Überzeugungen, Gefühle und Wünsche verfügt. Diese bestimmen sein eigenes Handeln, wie auch die Antworten der anderen darauf. Sobald das Kind erst einmal im Besitz dieser Erkenntnis ist, wird es in einem nächsten Schritt allmählich dazu übergehen, diese Konzepte auch auf sein Verständnis des Verhaltens anderer auszuweiten.“ (Fonagy, 2002: 42)

In der folgenden Grafik ist die „Geburt des psychischen Selbst“ (Fonagy, 2003: 179) dargestellt.



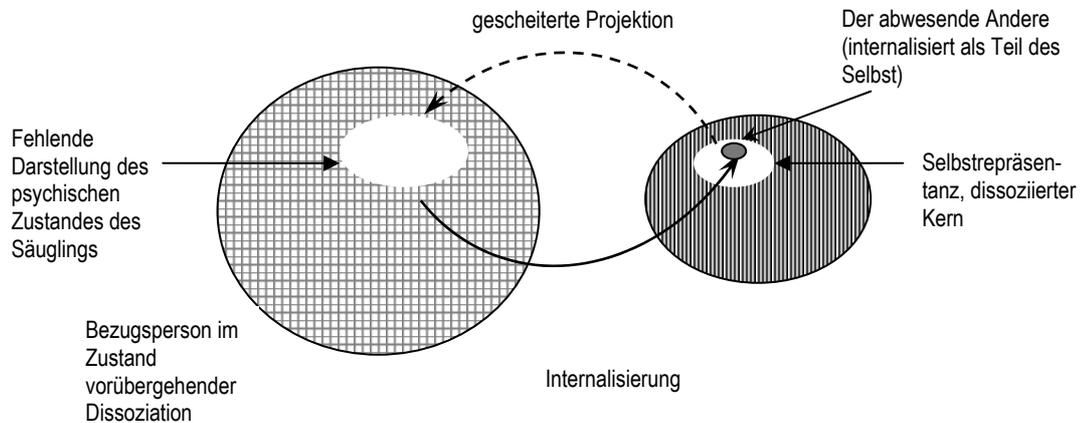
Der Säugling „entdeckt“ seinen intentionalen Zustand bzw. seine Subjektivität in der Psyche der Bezugsperson, die mithilfe eines Rückkopplungsprozesses eine Repräsentation in der Psyche des Säuglings erzeugt und sich dieser Repräsentation entsprechend dem Kind gegenüber verhält. Der Säugling internalisiert die Repräsentation; sie wird zum Kern seines mentalisierenden, psychischen Selbst (Fonagy, 2003: 179)

4.3. Der Einfluss eines missbräuchlichen Bindungskontexts auf die Entwicklung des mentalen Selbst

Vor dem Hintergrund der intersubjektiven Prozesse zwischen Säugling und Bezugsperson kann davon ausgegangen werden, dass der Prozess des Spiegeln dann scheitert, wenn die Antwort der Bezugsperson der kindlichen Erfahrung zu nahe kommt (übermäßige Verstrickung) oder zu weit von ihr entfernt ist (mangelnde Feinfühligkeit). Wenn die Bezugsperson die Erfahrung des Kindes überdeutlich spiegelt, stellt sie keine Repräsentanz zur Verfügung, die der inneren Erfahrung des Kindes ähnelt. Im Falle mangelnder Einfühlung der Bezugsperson geht das repräsentationale Potential verloren. Die Antwort der Bezugsperson wird selbst zu einem Ursprung emotionaler Erregung und die tatsächliche innere Erfahrung des Kindes wird nicht adäquat erfasst. Das Kernstück elterlicher Feinfühligkeit, wie sie von Ainsworth et al. (1978) beschrieben wurde, besteht also in der Fähigkeit der Bezugsperson, inneres Erleben und emotionale Äußerung repräsentational zu verknüpfen. Scheitert dieser Prozess, kann das Selbsterleben des Kindes nicht in „Antwortgruppen“ organisiert werden, deren spätere Benennung sie als spezifische Gefühle, Wünsche, Intentionen etc. ausweist. (Fonagy, 2002a).

Bereits Winnicott (1967) erkannte, dass ein Kind, dessen aktuelles Erleben nicht bei der Bezugsperson gespiegelt sieht, den tatsächlichen Zustand der Mutter als Teil der eigenen Ich-Struktur verinnerlicht. Wenn der Säugling also mit einer verängstigten oder aber beängstigenden Bezugsperson konfrontiert ist, übernimmt er die mütterlichen Gefühle der Angst, der Wut oder des Hasses ebenso wie das mütterliche Bild von ihm selbst als beängstigend oder unkontrollierbar als Teil

seiner Selbst (Fonagy, 2003). Die folgende Grafik soll diesen Vorgang verdeutlichen.



Die Grafik zeigt, dass in der Beziehung zwischen Säugling und Bezugsperson keine Darstellung des kindlichen mentalen Zustands bei der Bezugsperson entsteht, wenn sie aufgrund unerträglicher Gefühle des Kindes in einem dissoziierten Zustand ist. Das Kind kann sich dann in der Psyche der Bezugsperson nicht als intentionales Wesen erkennen. Ins Selbst wird der fremde aktuelle Andere und die Abwesenheit einer Repräsentation internalisiert (Fonagy, 2003: 180).

In den vorangegangenen Abschnitten wurde der Zusammenhang zwischen Persönlichkeitsstörungen und aversiven Erfahrungen (körperliche Misshandlung, sexueller Missbrauch) in der Kindheit der Betroffenen diskutiert. Insbesondere bei Borderline-persönlichkeitsgestörten Menschen ist zu vermuten, dass deren Bezugspersonen selbst Persönlichkeitsstörungen aufwiesen und deren Beziehungen durch unsichere bzw. desorganisierte Bindungsmuster geprägt waren. Eine Konsequenz elterlicher Vernachlässigung, Misshandlung und Missbrauchs ist das Fehlen einer Affektspiegelnden Umgebung, die für die Entwicklung sekundärer Repräsentationen der Selbst-Zustände nötig ist. Wenn sekundäre Repräsentationen nicht geknüpft werden, bleiben die affektiven

Impulse des entstehenden Selbst dem Kind unzugänglich und unbewusst, was zu einer defizitären Fähigkeit zur Impulskontrolle führen kann. Diese Defizite sind wiederum charakteristisch für Menschen mit Persönlichkeitsstörungen und delinquentem Verhalten.

„The absence or distortion of this mirroring function early in life may lead to a desperate search for alternative ways of containing psychological experience and the mental world. These ways may, for example, come to involve various forms of self-harm or aggression toward others.“ (Fonagy et al., 2002: 376)

Fonagy et al. (2000) gehen von einem biologischen Trieb aus, der sekundäre Repräsentationen des konstitutionellen Selbst durch die Internalisierung der auf das Kind bezogenen Reaktionen der Bezugspersonen bildet. Im Falle einer in sich kohärenten Affektspiegelnden Umgebung überlagern die internalisierten Selbst-Repräsentationen die primären prozeduralen Selbst-Zustände. Solch eine Überlagerung findet auch statt, wenn die Bezugspersonen sich nicht-reflexiv, vernachlässigend oder missbrauchend verhalten. Der internalisierte Andere bleibt dann fremd und mit den Strukturen des entstehenden („konstitutionellen“) Selbst unverbunden. Der internalisierte fremde Teil des Selbst motiviert eine stark abwehrende Haltung, den fremden Teil des Selbst auf andere zu projizieren.

„Solange der internalisierende quälende Fremde auf ein Gegenüber projiziert wird, erreicht das Selbst ein vorübergehendes (und illusorisches) Gefühl der Kontrolle und der Sicherheit. Der Preis für dieses kurzlebige Gefühl der Selbst-Organisation und Kontrolle ist jedoch hoch. Die projektive und verfolgende Konstruktion des mentalen Zustands des Anderen in intimen Bindungen repräsentiert eine zwanghafte, aggressive und gestörte kommunikative Haltung, die vom Partner gewöhnlich stark abgelehnt wird.“ (Gergely et al., 2003: 226)

Das Prinzip rationalen Handelns (wir wählen einen Handlungsablauf, der in der jeweiligen Situation am effizientesten scheint, um unsere Wünsche zu erfüllen) wird durch ein weiteres Prinzip, das der „mental Kohärenz“ (Dennett, 1987, zit. nach Gergely et al., 2003) unterstützt. Dieses Prinzip geht davon aus, dass die Annahmen und Wünsche eines Menschen nicht widersprüchlich oder ambivalent sind. Ist dieses Prinzip nicht erfüllt, wird es unmöglich, einen rationalen Handlungsablauf zu identifizieren, der die widersprüchlichen Intentionen des

Anderen berücksichtigt. Kinder in einem missbräuchlichen Bindungskontext sind genau dieser Situation ausgesetzt. Missbrauchende Bezugspersonen geben typischerweise widersprüchliche Informationen über ihre Haltung gegenüber dem Kind: In manchen Situationen missbrauchen sie ihr Kind, während sie dies in anderen Situationen leugnen und sich dem Kind liebevoll zuwenden. Das Kind ist wiederum mit der unlösbaren Aufgabe konfrontiert, den mentalen Zustand der Bezugsperson anhand des Verhaltens der Bezugsperson vor dem Hintergrund seiner widersprüchlichen oder ambivalenten Absichten vorherzusagen. Als Schutz gegen die daraus folgende Angst und Unsicherheit spaltet das Kind die Identität des Misshandelnden in getrennte mentale Zustände mit sich nicht widersprechenden (grausam vs. liebevoll) Absichten. Nun kann das Kind wieder Handlungen durch seine metakognitiven Fähigkeiten vorhersagen, weil das Prinzip der mentalen Kohärenz innerhalb der gespaltenen Identitäten des Anderen erhalten werden kann. Der psychische Preis für diese primitiven Abwehrvorgänge ist zumindest eine verzerrte Realitätswahrnehmung (Gergely et al., 2003).

Die feindseligen Intentionen von missbrauchenden Bezugspersonen zu explorieren, kann für das kindliche Selbst eine andauernde Gefahr darstellen und schwerwiegende dysfunktionale Folgen für die Bindungssicherheit haben. Eine von Fonagy (1999; Fonagy et al., 2000) beschriebene Abwehrreaktion besteht in der Hemmung der metakognitiven Fähigkeiten, d.h. das Kind vermeidet das Nachdenken über die Absichten der Bezugsperson.

„Als Folge der Hemmung der biologischen Neigung, die mentalen Zustände der Bezugsperson zu lesen, hört das Kind auf, den relevanten Zeichen, die die Zuschreibung mentaler Zustände unterstützen, Aufmerksamkeit zu schenken und sie lesen zu lernen. Deshalb entwickelt sich ein verarmtes Verständnis der mentalen Verfassung anderer.“ (Gergely et al.: 229)

Dieses abgewehrte und in der Folge verarmte Verständnis über die Verfassung anderer, z.B. die Opfer von Gewalttaten, ist bei Gewalttätern regelmäßig zu beobachten. Fonagy (1998: 125-127) stellte vier Thesen auf, wie das Fehlen metakognitiver Fähigkeiten zu delinquentem Verhalten führen kann.

1. Metakognitive Fähigkeiten sind eng mit der Selbstwahrnehmung verknüpft. Menschen mit defizitären metakognitiven Fähigkeiten haben erwartungsgemäß ein weniger sicheres Identitätsgefühl. Dies kann dazu

führen, das Verantwortungsgefühl für das eigene Verhalten zu mindern, d.h. Menschen mit einer fragilen Selbstrepräsentanz fühlen sich für ihr Verhalten nicht verantwortlich, weil sie das Gefühl nicht haben, Handelnder (mit Intentionen) zu sein. Zudem kann das Nachdenken über andere eine größere Bedrohung darstellen als für andere Menschen.

2. Defizite in den metakognitiven Fähigkeiten können dazu beitragen, dass die psychischen Konsequenzen von Handlungen auf andere ignoriert oder falsch antizipiert werden.
3. Ohne die Repräsentation der Konsequenzen von Handlungen kann es zu einer Entwertung („Entmenschlichung“) des Opfers kommen, was erlaubt, andere Menschen wie unbelebte Objekte zu behandeln.
4. Die Einschränkungen der metakognitiven Fähigkeiten können zu einer Verflüssigung des ganzen mentalen Repräsentationssystems führen. Dies würde bedeuten, dass Vorstellungen ständig umgewandelt und Handlungen immer wieder neu verstanden werden müssen. Delinquentes Verhalten könnte demnach selektiv und egozentrisch in akzeptables Verhalten umgedeutet werden.

Gewalttaten haben in der inneren Welt von Gewalttätern offensichtlich einen adaptiven Wert. Unangenehme Gedanken können dadurch beseitigt werden, indem das konkrete Objekt, das diesen Gedanken verkörpert, zerstört wird. Aggression fungiert in diesem Zusammenhang als Abwehrmechanismus, um das Selbst vor Gedanken und Phantasien zu schützen, vor denen sich das Selbst durch „mentale Manipulation“ (S. 305) nicht selbst schützen kann. Die Gewalttat wäre demnach ein Versuch, mithilfe einer ganz konkreten Handlung eine symbolische Repräsentation zu zerstören.

4.4. Bindungstheorie und Psychoanalyse – Zeit für eine Annäherung

Obwohl Bindungstheorie und Psychoanalyse über gemeinsame Wurzeln verfügen, ging die Entwicklung seither in sehr unterschiedliche Richtungen. Die Bindungstheorie fühlt sich der empirischen Psychologie verpflichtet und ist

dadurch sehr „methodengebunden“. Es entsteht zuweilen der Eindruck, dass die Bindungstheorie sich auf Verhaltensweisen konzentriert, die mithilfe der Erfassungsinstrumente für Bindungsverhalten bzw. –repräsentationen erhoben werden können. Dies rückte die Bindungstheorie weiter von klinischen Konzepten der Psychoanalyse ab, die sich insbesondere mit schweren Persönlichkeitsstörungen auseinandersetzen. Es ist im Allgemeinen sehr schwierig, beide Theorien in Beziehung zu setzen, denkt man an den polymorphen Charakter der meisten psychoanalytischen Theorien (Sandler, 1983) und ihrer engen Verknüpfung mit den klinischen Phänomenen, auf denen sie gründen. Dennoch verbindet beide Erkenntnissysteme das gleiche Ziel: Zu einem entwicklungsorientierten Verständnis der Persönlichkeit und psychischer Auffälligkeiten zu gelangen (Fonagy, 2001). Trotz der vermeintlichen Unvereinbarkeit beider Theorien gibt es Argumente, die für eine gegenseitige Bereicherung sprechen. Peter Fonagy, der sich selbst als „psychoanalytischer Bindungstheoretiker“ bezeichnet, untersuchte in seinem Werk „Bindungstheorie und Psychoanalyse“ (2001) die psychoanalytischen Vorstellungen, die mit der Bindungstheorie verknüpft sind und fand einleuchtende Argumente, wie die Bindungstheorie von psychoanalytischen Erkenntnissen profitieren kann: Trotz unterschiedlicher Begrifflichkeit ähneln sich die Phänomene, die in beiden Theorien beschrieben werden. Es überrascht kaum, dass Anna Freud und Dorothy Burlinghams Beobachtungen von Kindern, die aufgrund des Krieges von ihren Eltern getrennt wurden, stark an die von Bowlby beschriebenen Bindungsverhaltensweisen im Zusammenhang mit Trennung von den Bezugspersonen erinnern. Schließlich wurde Bowlbys Theorie direkt von diesen Beobachtungen beeinflusst. Ein weiteres Beispiel ist Erik Eriksons (1950) Erörterung des „Urvertrauens“, der Fähigkeit, Gegebenes zu erhalten und zu akzeptieren. Urvertrauen in Eriksons Theorie scheint gleichbedeutend mit Bindung zu sein. Urvertrauen erwächst nicht aus oraler Befriedigung, sondern aus der „*Qualität der mütterlichen Bindung*“ (1959/1973: 72). Die Feinfühligkeit der Mutter gilt als wichtigste Determinante des Urvertrauens (1950). Das Scheitern des Urvertrauens (unsichere Bindung bzw. Bindungsstörung) beschrieb Erikson als Anzeichen des Gegenteils einer gesunden Persönlichkeit (1964). Das Konzept der Kohärenz mentaler Repräsentationen (erfasst im AAI) spielt auch bei Erikson eine wichtige Rolle für die intergenerationale Übermittlung von Urvertrauen („*die*

Erfahrung der fürsorgenden Person als eines kohärenten Wesens“, Erikson, 1964/1992: 105).

Joseph Sandler (1985) beschreibt den angeborenen Wunsch des Säuglings nach Sicherheit (background of safety), was der von Bowlby beschriebenen angeborenen Bindungsneigung und seinem Konzept der „sicheren Basis“ (secure base) entspricht. Ein Beispiel für dieses Konzept wäre das des misshandelten Kindes, das den Kontakt mit der misshandelnden Bezugsperson sucht, weil ihm die vorhersagbare, vertraute, obgleich negative Erfahrung paradoxerweise ein größeres Sicherheitsgefühl vermittelt als eine gewaltfreie, aber unvertraute Situation (Fonagy, 2001).

Diese Argumentation gilt allerdings nur für konsistent misshandelnde Bezugspersonen, die es, neueren Studien zufolge, nur sehr selten gibt. In den meisten Fällen ist das Verhalten misshandelnder Bezugspersonen für das Kind sehr schwer vorhersehbar, weil sie sich zuweilen fürsorglich und zugewandt und dann wieder misshandelnd zeigen. Kinder, die wiederholt verwirrender und feindseliger Fürsorge ausgesetzt sind, verinnerlichen in den meisten Fällen Vorstellungen der Bezugsperson, die sie nicht integrieren können. In die sich herausbildende Selbststruktur werden fragmentierte und verzerrte Bilder des Anderen aufgenommen, die das Kind wiederum externalisieren muss, um ein einigermaßen kohärentes Erleben zu bewahren (ursprünglich bei Edith Jacobson, 1964). Der archaische Abwehrmechanismus der projektiven Identifizierung beschreibt sehr eindrücklich das Verhalten dieser Kinder in ihrem verzweifelten Versuch, sich selbst als kohärent zu erleben und „fremde“ Selbstanteile in andere projizieren zu müssen. Das Verhalten anderer wird mehr oder weniger subtil kontrolliert, was wiederum dafür sorgt, dass diese fremden, nicht assimilierbaren Seiten des Selbst weiterhin als etwas Äußeres wahrgenommen werden können (Fonagy & Target, 1997).

Fonagy (2001) führt auch eine recht kontroverse⁵⁵ Parallele zwischen Melanie Kleins (1935) Konzept der paranoid-schizoiden Position und der unsicheren Bindung an. Insbesondere im Erwachsenen-Bindungsinterview weist das Denken unsicher gebundener Erwachsener häufig Merkmale auf, die von kleinianisch orientierten Klinikern als paranoid-schizoid beschrieben wurden. Interviews der

⁵⁵ Kleinianer legen Wert darauf, dass ein Wechsel zwischen paranoid-schizoide Position und depressiver Position einen Menschen sein gesamtes Leben begleitet. Bindungssicherheit wird im

abwehrenden Kategorie (D), die durch eine Idealisierung und/oder Abwertung von Bindungspersonen charakterisiert ist, weisen oftmals eine Spaltung in ein semantisches und ein episodisches Gedächtnis auf. Widersprüchliche Beziehungsbeschreibungen und mangelnde Kohärenz könnten ein Hinweis auf labile mentale Repräsentationen sein, die bei der paranoid-schizoiden Position zu finden sind. Die Integration von Liebe und Hass sowie die Anerkennung der Unvollkommenheit der Bezugsperson erinnern an die Fähigkeit zur Wahrnehmung des Gesamtobjekts in der depressiven Position. Das entscheidende Merkmal der depressiven Position ist die erfolgreiche mentale Separation des Kindes und die damit einhergehende Wahrnehmung eines unabhängigen Objekts (Spillius, 1992; Steiner, 1992). Die Sprache und der Diskurs von Individuen mit sicheren Bindungsrepräsentationen zeigen eine überlegene symbolische Ausdrucksfähigkeit, was in Verbindung zur Assoziation von Symbolbildung (Segal, 1957) und Wiedergutmachung in der depressiven Position stehen könnte.

Einige von Psychoanalytikern erörterte Verhaltensmuster und Beziehungsrepräsentationen entsprechen den Bindungsklassifikationen Erwachsener überraschend genau: Rosenfelds (1964; 1971) Unterscheidung zwischen „dünnhäutigen“ und „dickhäutigen“ narzisstischen Mustern ähnelt der abwehrenden (D) bzw. verstrickten (E) Bindungsrepräsentation. Nach Rosenfeld wäre das abwehrende Muster dadurch charakterisiert, dass Unzulänglichkeiten in andere projiziert werden und durch den Mechanismus der projektiven Identifizierung so erlebt werden, als könnten sie vom Selbst kontrolliert werden. Verstrickte Bindungsrepräsentationen wären demnach mit einem Gefühl der Abhängigkeit verbunden, durch das sich der Betroffene dem anderen gegenüber unerträglich verletzlich fühlt und diese Gefühle folglich durch wütende Angriffe abwehren muss.

Balints (1959) Beschreibung der „oknophilen“ gegenüber der „philobaten“ Haltung kann einiges zum Verständnis des abwehrend abwertend (D2) bzw. des widerstrebend verstrickten (E2) Musters beitragen. Der abweisende Philobat lehnt Bindungen ab und investiert in seine eigenen Ich-Fähigkeiten anstatt in das Objekt. Der verstrickte Oknophile wehrt Angst ab, indem er seine Abhängigkeit von neuen Objekten verstärkt, was wiederum seine Ambivalenz intensiviert.

Psychoanalytische Konzepte können auch einen großen Gewinn für bindungstheoretische Überlegungen zur Psychopathologie darstellen. Otto Kernbergs (1977) Konzeptualisierung der Borderline-Persönlichkeitsstörung wäre in bindungstheoretischer Begrifflichkeit die mangelnde Integration innerer Arbeitsmodelle. Die Bindungstheorie kann aber bisher wenig über unvollständige innere Arbeitsmodelle, die die individuelle Funktionsweise eines Menschen beeinflusst, aussagen. Fonagy (2001: 188) argumentiert in diesem Zusammenhang zurecht, dass die Bindungsrepräsentation nicht das Verhältnis zu einem tatsächlichen Anderen umfasst, sondern ein kleines Fragment jener Person, wie sie im Moment eines überwältigenden und diffusen Affekts erlebt wurde. Eine unsichere Bindung mit einhergehender inadäquater Affektregulierung erhöht die Wahrscheinlichkeit, dass solche partiellen inneren Arbeitsmodelle entstehen. In Erwachsenen-Bindungsinterviews von Borderline-Persönlichkeitsgestörten können verwirrende und verwirrte innere Bindungsrepräsentationen nachgewiesen werden (Fonagy et al, 1996). In Kernbergs klinischer Konzeption finden sich leicht zu aktivierende, stark verzerrte, instabile innere Arbeitsmodelle bei Borderline-Persönlichkeiten, die durch fragile Objekt- und Selbstzuschreibungen charakterisiert sind.

Fonagy & Target (1997) haben darauf hingewiesen, dass solch ein rapider Wechsel zwischen inneren Arbeitsmodellen und deren fehlende Kohärenz mit der Hemmung metakognitiver Fähigkeiten zusammenhängen könnten, die eigentlich dem Zweck der Selbstorganisation dient. Das Fehlen metakognitiver Fähigkeiten könnte als extreme Abwehrreaktion von Kindern angesehen werden, die sich mit traumatischen Situationen konfrontiert sehen. Das Trauma überfordert das Kind, wenn es über den inneren mentalen Zustand seiner Bezugsperson nachdenken soll und es „verzichtet“ lieber freiwillig auf diese entscheidenden psychischen Fähigkeiten.

Eine Versöhnung der „rivalisierenden Geschwister“ Bindungstheorie und Psychoanalyse scheint sehr reizvoll, weil beide voneinander profitieren können. Einige Methoden der Bindungstheorie können eine produktive Basis für eine Annäherung zwischen Bindungsforschern und psychoanalytischen Klinikern darstellen.

„The pressure upon psychologists and psychoanalysts to demonstrate the efficacy of their treatments is unlikely to diminish, and these research measures are likely to prove valuable in the tasks of diagnosis, monitoring progress through treatment, and outcome.“ (Steele & Steele, 1998: 113).

In wichtigen Punkten sind psychoanalytische Konzepte den Erkenntnissen der Bindungstheorie voraus. Vergleichbares elterliches Fürsorgeverhalten z.B. bei Geschwistern kann von beiden Kindern sehr unterschiedlich erlebt und kodiert werden (Eagle, 1997, zit. nach Fonagy, 2001) und kompliziert den Zusammenhang zwischen aktueller Erfahrung und innerer Repräsentation. Hier spielen offensichtlich Modifikationen der inneren Wahrnehmung durch Phantasien, Affekte und Konflikte eine Rolle. Die inneren Arbeitsmodelle des Kindes stehen vermutlich auch oft im Widerspruch zueinander und konkurrieren um Dominanz bei der Organisation einer bestimmten Beziehung. Ein spezifisches Bindungsmuster lässt sich oft nur für eine ganz bestimmte Beziehung mit einer Bezugsperson ermitteln. Bisher hat sich die Bindungstheorie hauptsächlich mit den Kontinuitäten von Bindungsmustern beschäftigt und Diskontinuitäten durch zu erwartende Entwicklungsveränderungen, die durch den Reifeprozess und die damit verbundene Ausdifferenzierung des kindlichen Repräsentationssystems vernachlässigt. Zudem scheint die Begrifflichkeit der Bindungstheorie oftmals zu simplistisch und starr. Die psychoanalytische Perspektive könnte einen Beitrag leisten, Bindungssicherheit nicht mehr im Sinne strenger Kategorien, sondern im Sinne fließender Übergänge („Entwicklungslinien“) zu betrachten.

„In einige Bereiche, mit denen psychoanalytische Kliniker vertraut sind, hat sich die Bindungstheorie noch nicht vorgewagt. Von einem engeren, über lebhafte Debatten hinausgehenden Kontakt zwischen den beiden Ansätzen könnten beide Traditionen enorm profitieren. Ein solcher Dialog könnte erhellen, in welchen Bereichen die bindungstheoretische Methodik auf die Erforschung der psychoanalytischen Theorie und Praxis anwendbar ist. Außerdem könnte der Focus der Bindungstheorie erweitert werden und Bereiche mit einbeziehen, die jenseits ihrer traditionellen Domäne liegen, also über die soziale Entwicklung im Kontext der Dyade hinausreichen.“ (Fonagy, 2001/2003: 202)

4.5. Zusammenfassung des Kapitels

Dieses Kapitel beschäftigte sich mit den Ursprüngen metakognitiver Fähigkeiten aus der Perspektive der Bindungstheorie und psychoanalytischer Theorien. Es konnte gezeigt werden, dass Bindungstheorie und psychoanalytische Theorien in ihrer Sicht auf die metakognitive Entwicklung des Kindes ähnliche Ursprünge aufweisen. Innerhalb beider Bezugssysteme stehen die intersubjektive Genese metakognitiver Fähigkeiten, insbesondere die elterliche Feinfühligkeit und frühe Spiegelungsprozesse, im Vordergrund. In einem weiteren Schritt wurde das Modell der Entwicklung des Selbst und metakognitiver Fähigkeiten der Gruppe um Gergely, Fonagy und Target erörtert, das zwar auch die Beziehung des Kindes zu den primären Objekten, vor allem die Spiegelfunktion der Bezugsperson betont, sich aber auch von den traditionellen psychoanalytischen Spiegelungsmodellen unterscheidet (Winnicott, Bion, Kohut). Gergely et al. (2002) zufolge werden Säuglinge erst allmählich zur Unterscheidung zwischen Gedanken und Gefühlen fähig, und zwar dadurch, dass die Bezugsperson sich durch ihre Reaktionen in bedeutungsvoller Weise auf die innere Welt des Kindes bezieht. Indem das Kind sein eigenes subjektives Erleben allmählich mit dem beobachtbaren Erleben in Einklang bringt, realisiert das Kind, dass sein eigenes Verhalten am besten durch das Vorhandensein von Wünschen, Gefühlen, Überzeugungen etc. erklärt werden kann.

Bei vernachlässigten und traumatisierten Kindern in einer nicht Affektspiegelnden Umgebung führen die intensiven Affekte und die damit einhergehende Konfliktspannung zu einem Versagen der Integration von innerer und äußerer Realität. Die Angst des Kindes hemmt dessen Fähigkeit zu einer Kampf- oder Fluchtreaktion. Es muss als einzig verfügbare Bewältigungsstrategie die Abspaltung des Erlebnisses von seinem inneren Erleben wählen. Diese Dissoziation kann als Gegenpol von innerer Integrationsfähigkeit betrachtet werden. Das Kind wird im Falle einer erneuten Traumatisierung auf metakognitive Fähigkeiten, oder genauer: den Wunsch verzichten, sich innere Befindlichkeiten bei sich selbst und bei anderen vorzustellen. Die Konsequenzen dieser Hemmung metakognitiver Fähigkeiten werden im Verhalten von delinquenten, gewalttätigen und/oder persönlichkeitsgestörten Menschen sehr deutlich.